

# Wissensteilung in der *share economy*: die Funktion von Bibliotheken und aktuelle Trends

Karin Weishaupt

## 1. Einleitung

Die neuen Möglichkeiten des Internet, insbesondere der sozialen Medien, ein gesteigertes Umwelt- und Nachhaltigkeitsbewusstsein sowie ein wachsendes Bedürfnis nach sozialem Austausch führen zu neuen Formen gemeinsamen bzw. geteilten Konsumierens und Produzierens. Diese Geschäftsmodelle werden unter dem Begriff der „*share economy*“ zusammengefasst.

Dieser Beitrag unternimmt den Versuch, einen Zusammenhang zwischen den Erkenntnissen zur *share economy* und dem seit dem letzten Jahrhundert diskutierten Begriff der Wissensteilung herzustellen und dabei besonders auf die Rolle der Bibliotheken mit ihrer Funktion der Verbreitung von Literatur und damit Wissen einzugehen. Bibliotheken verkörpern in Reinkultur das Prinzip der *share economy*, Literatur zentral zu beschaffen und allen Interessierten zur Nutzung zur Verfügung zu stellen. Das darin niedergelegte Wissen ist ein besonderes Produkt, das sich nicht durch Gebrauch verbraucht, sondern durch dessen Teilung neues Wissen und damit Innovation generiert werden.

Das Internet stellt neue Möglichkeiten der Teilung von Wissen bereit und hebt die Grenzen der Nutzung von Literatur vor Ort auf. Es greift jedoch zu kurz, vormals gedruckte Publikationen lediglich zu digitalisieren. Erstens werden damit die neuen Möglichkeiten der kollaborativen Generierung von Wissen nicht ausgenutzt; und zweitens bestehen weiterhin ökonomische Schranken, solange wissenschaftliche Literatur zwar

elektronisch, aber zu zum Teil recht hohen Preisen angeboten wird; dabei ist der Zugewinn für ihre Nutzung nur marginal.

Besondere Beachtung wird daher im Folgenden der Open-Access-Bewegung gewidmet, die den Prozess der ungehinderten Wissensteilung weiter fördern möchte, indem sie den freien Zugang zum Wissen ohne jede ökonomische Beschränkung gewährleistet. Open Access entspricht den Prinzipien der *share economy* in besonderer Weise und findet im Kontext der Commons-Debatte<sup>1</sup> der letzten Jahre Beachtung, in der nicht nur natürliche Ressourcen, sondern auch Wissen und Ideen als Gemeingüter verstanden werden.

## 2. Wissensteilung als Grundlage jeder Wissenschaft

Etwas teilen führt bei allem Materiellen dazu, dass der ursprüngliche Besitzer weniger davon hat. Bei Immateriellem verhält es sich anders: „Geteilte Freude ist doppelte Freude“, sagt das Sprichwort. „Geteiltes Wissen ist doppeltes Wissen“ und „man hat es eben nie für sich alleine“, schreibt Ernst Helmstädter (Helmstädter 2000, 17), der den von Friedrich A. Hayek aufgebrachten Begriff der Wissensteilung aufgreift und versucht, ihm eine institutionenökonomische Grundlage zu geben. „Wissensteilung ist jener interaktive Prozess, der durch Spezialisierung neues Wissen erschließt, über Wettbewerb und Kooperation die gesellschaftliche Nutzung des verstreuten Wissens ermöglicht und durch die Kompetenz der Agenten die Ausbreitung des Wissens zustandebringt. In diesem Diffusionsprozess gibt es keine ausschließenden Schnittstellen derart, dass das Wissen – wie das Eigentum – stets nur einen Inhaber kennt.“ (ebd.)

Wissensteilung wird hier im ökonomischen Kontext diskutiert, sie hat aber auch gesamtgesellschaftliche Bedeutung und wird heute durch das Internet und insbesondere alles, was heute unter dem Schlagwort „web 2.0“ (siehe O'Reilly 2005) zusammengefasst wird, besonders gefördert.

Für jede Wissenschaft ist Wissensteilung konstitutiv. Das Grundprinzip von Wissenschaft besteht darin, dass eine Person ein bestimmtes Wissen besitzt und dieses mit wissenschaftlichen Methoden erweitert: in den Naturwissenschaften durch Experimente, in den Sozialwissenschaften

<sup>1</sup> Siehe dazu den Beitrag „Gemeinwirtschaft im Wandel der Zeiten“ von Dirk Lühr in diesem Band.

ten durch empirische Forschung, in den Philologien durch Text- und Sprachanalysen etc. Dieses erweiterte Wissen wird an andere in persönlichen Gesprächen, durch Vorträge auf Konferenzen und durch Publikationen weitergegeben. Andere rezipieren dieses Wissen und bauen bei ihren eigenen Forschungen darauf auf, sodass es weiter vermehrt wird. „Wenn ich weiter gesehen habe als andere, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe“ – dieser Aphorismus wird Isaac Newton zugeschrieben, ist aber wahrscheinlich viel älter und kann als Sinnbild des wissenschaftlichen Arbeitens gesehen werden (siehe Merton 1983 und Weishaupt 2015).

Bei persönlichen Kontakten und Vorträgen wird nur eine begrenzte Personenzahl erreicht, nämlich die direkten Bekannten oder die Teilnehmer/innen einer Konferenz, sodass die schriftliche Veröffentlichung des eigenen Wissens die mit Abstand effektivste Art der Wissensteilung ist, weil beim Publizieren der Adressatenkreis potenziell alle Wissenschaftler/innen umfasst, die an ähnlichen Themen arbeiten. „Ohne Veröffentlichung gibt es keine Wissenschaft: der Akt der Publikation ist konstitutiv.“ (Fabian 1983, 229) Daher soll dem wissenschaftlichen Publizieren und der Verbreitung wissenschaftlicher Literatur durch Bibliotheken im Folgenden besonderes Augenmerk gewidmet werden.

## 3. Prinzipien der Share Economy

Der Begriff des Teilens taucht zurzeit in vielen populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen im Zusammenhang mit der „*share economy*“ auf. Die CeBIT benutzte ihn 2013 werbewirksam und gab sich das Motto „Shareconomy“. Bitkom-Präsident Dieter Kempf verkündete: „Wir wechseln von einer Welt des Besitzens in eine Welt des Teilens“ (Kerkmann 2013).

Das *Centre for Sustainability Management* an der Universität Lüneburg ging „angesichts der potenziellen Bedeutung, die eine ‚Ökonomie des Teilens‘ und ‚kollaborativer Konsum‘ für eine nachhaltige Entwicklung haben“ könnten, in einer Studie der Frage nach, ob „sich ein gesellschaftlicher Wandel beobachten“ lässt, „der katalysiert durch die Finanz- und Wirtschaftskrise in Kombination mit technischen Durchbrüchen und gestiegenem Nachhaltigkeitsbewusstsein tatsächlich etwas Neues in Bewegung setzt“ (Heinrichs/Grunenberg 2012, 3). Die Ergebnisse der reprä-

sentativen Bevölkerungsumfrage zeigen, „dass kollaborativer Konsum kein Nischenthema mehr ist, und dass davon auszugehen ist, dass sich die Ökonomie des Teilens weiterentwickeln wird, da insbesondere signifikante Anteile der jüngeren Generation (14-39) ihre Konsumgewohnheiten offenbar um die in dieser Studie untersuchten Konsumformen erweitert haben“ (ebd., 2). Über die Hälfte der deutschen Bevölkerung hat bereits auf dem Flohmarkt oder im Internet Dinge von Privatleuten gekauft oder an Privatleute verkauft, 29% haben ein Fahrrad oder Auto gemietet, 28% haben eine Privat- oder Ferienwohnung übers Internet gemietet oder vermietet, 25% haben selten genutzte Dinge gemietet (Heinrichs 2013, 101). Produkte werden durch geteilten Konsum intensiver genutzt, was einen nachhaltigen Umgang mit Ressourcen fördert.

Laut Frank Pörschmann, CeBIT-Vorstand der Deutschen Messe AG, schaffen das Teilen und die gemeinsame Nutzung von Wissen, Ressourcen und Erfahrungen neue Formen der Zusammenarbeit, die auf modernster Informations- und Kommunikationstechnik fußen. Was aus Car-Sharing-Modellen bekannt ist und auf Musikportalen genutzt wird, bei denen Musik nicht zum Kauf, sondern zur zeitlich begrenzten Nutzung zur Verfügung gestellt wird, spiegelt sich in der Informationstechnik als Trend zu Serviceangeboten wie SaaS (Software as a Service), PaaS (Platform as a Service) und IaaS (Infrastructure as a Service) wider. Als Instrumente, die ein schnelles und umfassendes Teilen von Wissen in Unternehmen ermöglichen, werden Blogs, Wikis, Collaboration und Votings genannt, das private Leben wird immer mehr von Social Media, an der Spitze Facebook und andere Kommunikationsforen, geprägt.<sup>2</sup>

Hier ergibt sich ein Zusammenhang zur Wissensteilung. Nicht nur Gegenstände werden ausgeliehen und nach der eigenen Nutzung weitergegeben, sondern auch Serviceleistungen und eigenes Wissen – und dies insbesondere unter Ausnutzung der neuen Möglichkeiten, die das Internet bereitstellt. Voraussetzung für den Austausch im digitalen Raum ist allerdings, dass „der Reichtum der hochgeladenen Texte, Töne, Bilder und Filme nicht hinter Eigentumsansprüchen verschlossen“ wird (Helfrich et al. 2010, 7), sondern die gemeinsame Nutzung als Ziel angesehen wird.

<sup>2</sup> Informationen aus: Heise Newsticker vom 11.9.2012, <http://heise.de/-1704377>

#### 4. Bibliotheken als ältestes Beispiel der *Share Economy*

Schriftlich niedergelegtes Wissen wird seit dem Altertum in Bibliotheken gesammelt. Bibliotheken dienen dazu, schriftliches Material zu sammeln, zu bewahren, zu katalogisieren und zugänglich zu machen. Damit stellen Bibliotheken die wohl älteste Form der *share economy* dar: Nicht alle, die ein bestimmtes Buch lesen wollen, kaufen es sich selbst, sondern sie leihen es für eine begrenzte Zeit aus und stellen es nach der Nutzung der/dem nächsten Interessierten zur Verfügung. Damit ist eine moderne Definition der *share economy* einschränkungslos auf die Funktion von Bibliotheken anwendbar: „Nach der Idee der Ökonomie des Teilens soll man als Nachfrager etwas nicht zum Eigentum machen, sondern vorübergehend benutzen, bewohnen und bewirtschaften. [...] Im Mittelpunkt steht die Collaborative Consumption, der Gemeinschaftskonsum.“ (Bendel 2014)

Solange sich die Anzahl der produzierten Bücher in Grenzen hielt, waren die wissenschaftlichen Bibliotheken in der Lage, alle relevante Literatur ihres Fachgebietes zu erwerben. Schon im 19. Jahrhundert stieg die Buchproduktion dermaßen an, dass ihr Kauf die Möglichkeiten der einzelnen Bibliotheken überstieg. Als Reaktion auf diese Ressourcenknappheit wurde die Fernleihe erfunden, der Leihverkehr zwischen Bibliotheken, der erstmals als regelmäßige Einrichtung für das Jahr 1816 zwischen der Königlichen Bibliothek Stuttgart und der Universitätsbibliothek Tübingen belegt ist; ab 1837 gab es auch einen regelmäßigen Leihverkehr zwischen der Hofbibliothek Darmstadt und der UB Tübingen (Hilpert et al. 2014, 182). Damit wurden die Bibliotheksbestände nicht nur vor Ort, sondern überregional nutzbar – eine weitere Ausweitung des Prinzips der kollaborativen Nutzung.

Trotzdem wurde die Nutzungsmöglichkeit dadurch eingeschränkt, dass immer nur eine Person gleichzeitig mit einem Buch arbeiten konnte; die Bibliotheken begegnen diesem Umstand mit Leihfristen, die einen raschen Übergang zum/zur nächsten Leser/in gewährleisten sollen.

Für Zeitschriften, die in der Regel nicht komplett benötigt werden, sondern aus denen nur einzelne Aufsätze gelesen werden, wurde diese Grenze mit dem Aufkommen von Kopiergeräten durchbrochen. Nachdem 1959 ein voll automatisches Kopiergerät auf den Markt gekommen war, das für den Büroalltag tauglich war, gingen Bibliotheken dazu über, von Aufsätzen Kopien zu versenden, die der/die Besteller/in behalten

durfte; die Original-Zeitschrift blieb weiter für andere nutzbar, und die Benutzung desselben Zeitschriftenheftes durch viele wurde weiter gefördert.

Sowohl für Bücher als auch für Zeitschriften funktioniert das System der Bereitstellung durch Bibliotheken vor Ort und überregional durch den Leihverkehr so lange, wie mindestens eine Bibliothek im Besitz dieser Literatur ist. Alle in Deutschland erscheinende Literatur wird von der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig und Frankfurt gesammelt. Für die wissenschaftliche Literatur des Auslandes wurde 1949 ein Sonder-sammelgebietsplan von der Deutschen Forschungsgemeinschaft erstellt, nach dem die Zuständigkeit für die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen auf verschiedene Universitätsbibliotheken aufgeteilt wurde. Im Bibliotheksbereich wird also seit langem auf Zusammenarbeit und gegenseitige Ergänzung Wert gelegt, anders würde eine umfassende Literaturversorgung kaum funktionieren.

### 5. Die Krise wissenschaftlicher Zeitschriften

Die steigende Literaturproduktion und die gleichzeitig sinkenden Bibliotheksetats machten es immer schwieriger, alle relevanten Bücher und Zeitschriften zu erwerben und für die Benutzung zur Verfügung zu stellen. In den 90-er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam es zur viel beschworenen Zeitschriftenkrise: Die Preise wissenschaftlicher Zeitschriften stiegen exorbitant – es wird von Preisen berichtet, die sich innerhalb von 20 Jahren vervierfacht haben<sup>3</sup>, oder von jährlichen Preissteigerungen im zweistelligen Prozentbereich (Moravetz-Kuhlmann 2015, 163) –, die Bibliotheken mussten Abonnements kündigen, damit wurden die benötigten Stückzahlen pro Zeitschrift immer geringer, die Produktionskosten und damit auch die Preise stiegen weiter, sodass ein Teufelskreis entstand und die Bereitstellung von wissenschaftlichen Zeitschriften nicht mehr sicher gestellt war.

Die enormen Preissteigerungen bei Zeitschriften vor allem im Bereich der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin lassen sich nur teilweise durch die gestiegenen Produktionskosten bei geringeren Stückzahlen erklären. Einen wesentlichen Faktor stellen auch die Geschäfts-

<sup>3</sup> [http://open-access.net/de/allgemeines/gruende\\_und\\_vorbehalte/gruende\\_fuer\\_oa/](http://open-access.net/de/allgemeines/gruende_und_vorbehalte/gruende_fuer_oa/)

politik und die Monopolisierung im Bereich wissenschaftlicher Verlage dar. Durch die starke Konzentration auf einige wenige Verlagskonzerne besteht keine Preiskontrolle durch Konkurrenz; im Jahr 2003 kontrollierten lediglich acht Zeitschriftenkonzerne 66,4% des Weltmarkts für Zeitschriften aus dem Bereich Naturwissenschaft, Technik, Medizin.<sup>4</sup> Peter Gruss, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, spricht von einer „black box of subscription price calculations“ (Schimmer/Geschuhn/Vogler 2015, 4).

Wenn ein Verlag eine renommierte Zeitschrift herausgibt, die zur Standardliteratur eines Fachgebietes gehört, gibt es keinen funktionierenden Mechanismus, der willkürliche Preissteigerungen verhindert. Verlage erzielen zeitweise Gewinnspannen von über 30% (Moravetz-Kuhlmann 2015, 163). Ein Grund für die Durchsetzungsmöglichkeit hoher Preissteigerungen liegt in der institutionellen Organisation der Literaturversorgung: Entscheidungen über das Publizieren in bestimmten Zeitschriften oder deren Rezeption werden im Bereich der Wissenschaft getroffen, während die Beschaffung in der Hand der Bibliotheken liegt. Da die Aufgabe von Bibliotheken die bestmögliche Versorgung mit wissenschaftlicher Literatur ist, müssen sich Beschaffungsentscheidungen nach der Nachfrage durch die Wissenschaftler/innen richten und nicht nach dem Zeitschriftenmarkt und seinen Preisen. Für Wissenschaftler/innen wiederum liegen Fragen des Bibliotheksetats in der Regel außerhalb ihres Interesses, sodass sich die Nutzung von Zeitschriften nicht an ihren Preisen orientiert, sondern lediglich an ihrem wissenschaftlichen Renommee (siehe Brintzinger 2010, 334).

Bemerkenswert ist daran, dass nicht die Autor/inn/en wissenschaftlicher Texte große Gewinne erzielen, sondern die Dienstleister in der Produktionskette der wissenschaftlichen Literatur. Autor/inn/en erhalten in der Regel keine oder keine nennenswerten Honorare für ihre Texte, sondern müssen in vielen Fällen sogar eine Publikationsgebühr bezahlen und/oder druckreife Manuskripte abliefern. Die Motivation für wissenschaftliches Publizieren liegt nicht im materiellen Gewinn, sondern in der Steigerung der eigenen Reputation und dem Bedürfnis, die eigene wissenschaftliche Karriere zu fördern.

Die Zeitschriftenkrise ist besonders dramatisch, weil die Zeitschrift in mehreren Fachdisziplinen die dominierende Publikationsart darstellt, in den Naturwissenschaften und in der Mathematik seit langem, in den

<sup>4</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Zeitschriftenkrise>

Wirtschaftswissenschaften seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ebenfalls (siehe Alexander-von-Humboldt-Stiftung 2008).

### 6. Besonderheiten elektronischer Zeitschriften

In seiner „Timeline of the Open Access Movement“ verzeichnet Peter Suber seit 1966 erste Anfänge der Nutzung der Informations- und Kommunikationstechnologie im Bereich der Wissenschaft und des Bibliothekswesens (Suber 2009). Seit den 80-Jahren des 20. Jahrhunderts werden Zeitschriften elektronisch veröffentlicht. Im August 1991 wurde arXiv<sup>5</sup>, der erste Preprint-Server im Bereich der Physik, von Paul Ginsparg gegründet, und im November 1993 folgte seinem Beispiel das CERN in Genf mit seinem Preprint-Server. Stevan Harnad schlug 1994 die Selbstarchivierung von wissenschaftlichen Veröffentlichungen vor.

Ein erheblicher Teil der wissenschaftlichen Zeitschriften ist heute ganz oder teilweise elektronisch verfügbar – die elektronische Zeitschriftenbibliothek Regensburg verzeichnet 80.841 Titel, davon 15.427 reine Online-Zeitschriften<sup>6</sup> –, aber diese Angebote werden vielfach von den Verlagen gegen Abonnementsgebühren zur Verfügung gestellt. Damit hat sich lediglich das Publikationsmedium geändert, nicht die Problematik der Zeitschriftenpreise. Die Abonnements der elektronischen Version haben häufig sogar noch gewisse Nachteile gegenüber den Abonnements der gedruckten: Wenn eine Bibliothek eine gedruckte Zeitschrift abbestellt, behält sie die älteren Jahrgänge in ihrem Bestand; im Falle der Kündigung des elektronischen Version geht in der Regel auch der Zugriff auf die früher bezahlten Jahrgänge verloren. Damit wird die Zeitschriftenkrise noch verschärft, weil auch ältere Jahrgänge nicht mehr in der Bibliothek verfügbar sind.

Abonnements einer elektronischen Zeitschrift begründen meist kein Besitzverhältnis, sondern stellen eine Nutzungslizenz dar, die mit der Kündigung erlischt. Die Fernleihe von Zeitschriftenaufsätzen wird durch elektronische Verlagsangebote eher erschwert, da der elektronische Versand durch Bibliotheken meistens nicht erlaubt ist, wenn der Verlag ein eigenes elektronisches Angebot hat. Die Möglichkeiten des elektroni-

<sup>5</sup> <http://arxiv.org/>

<sup>6</sup> <http://rzblx1.uni-regensburg.de/ezeit/>, Stand: 29.4.2015.

schen Versandes von Zeitschriftenaufsätzen sind durch die Urheberrechtsnovelle von 2008 erheblich eingeschränkt worden, sodass in vielen Fällen nur noch Papierkopien versendet werden können, wo vorher der Versand von eingescannten Texten per E-Mail möglich war<sup>7</sup> – ein Anachronismus im Zeitalter der E-Mail.

Elektronische Zeitschriften haben gegenüber den gedruckten den Vorteil, dass sie nur an einer Stelle vorhanden sein müssen und trotzdem von beliebig vielen Personen gleichzeitig genutzt werden können. Technisch gibt es also keine Nutzungshindernisse mehr, die Barriere besteht aber weiterhin in den Kosten und der Notwendigkeit des bezahlten Abonnements, sodass die Verfügbarkeit letztlich nicht signifikant gegenüber den Abonnements gedruckter Zeitschriften gestiegen ist.

Einen Ausweg suchten Bibliotheken mit der Bildung von Konsortien, einer kollaborativen Lösung zum gemeinsamen Aushandeln von Nutzungsverträgen für elektronische Zeitschriften. Die Bildung einer Einkaufsgemeinschaft für Datenbanken auf CD-ROM im Jahr 1994 war der Beginn eines NRW-Konsortiums, das heute beim Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen angesiedelt ist (siehe Mittermaier/Reinhardt 2015, 206). Danach entstanden weitere regionale Konsortien, die sich Anfang 2000 in der *GASCO (German, Austrian, Swiss Consortia Organisation)* zusammenschlossen. Weitere Konsortien gibt es in außeruniversitären Forschungsgemeinschaften, z.B. der Helmholtz-Gemeinschaft, sowie bei Ressortforschungseinrichtungen (ebd., 206 f.). Diese abonnieren oft bei Verlagen nicht einzelne Zeitschriften, sondern ganze Pakete, um günstigere Preise zu erzielen.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft versuchte, dem Problem der steigenden Zeitschriftenpreise mit Nationallizenzen zu begegnen, die einen bundesweiten Zugang für alle Hochschulen und Forschungseinrichtungen zu digitalen Publikationen eröffnen. Im Haushaltsjahr 2007 wurden „Sondermittel in der Größenordnung von 15 Mio. € für den Erwerb retrospektiv angelegter Nationallizenzen sowie erstmals auch rund 18,5 Mio. € zur Erprobung des Ankaufs von Nationallizenzen laufender elektronischer Zeitschriften zur Verfügung“ gestellt (Rutz 2007, 2) Diese Zahlen geben einen kleinen Einblick in die Größenordnungen, um die es bei den Preisen wissenschaftlicher Zeitschriften geht. Bei den Verträgen für Natio-

<sup>7</sup> Siehe u.a. <http://www.subito-doc.de/index.php?lang=de&mod=page&pid=Urheberrecht2>

nallizenzen wird besonderes Augenmerk auf das Problem des Zugriffs auf ältere Zeitschriftenjahrgänge gelegt, die weiterhin verfügbar sein sollen, auch wenn das laufende Abonnement gekündigt werden muss.

### 7. Die Open-Access-Idee und ihre Umsetzung

Wenn das etablierte System, dass Wissenschaftler/innen ihre Erkenntnisse schriftlich niederlegen, Verlage diese drucken und vertreiben, Bibliotheken diese Publikationen kaufen und damit der Allgemeinheit zur Verfügung stellen, nicht mehr funktioniert, weil auch bei einem ausgeklügelten System der Arbeitsteilung zwischen den Bibliotheken die Etats nicht mehr ausreichen, könnte die Lösung darin bestehen, auf Papiererzeugnisse zu verzichten, rein elektronisch zu publizieren und diese Dateien kostenfrei über das Internet zur Verfügung zu stellen.

Im Februar 2002 startete das Open Society Institute die „Budapest Open Access Initiative“<sup>8</sup>, einen der Meilensteine auf dem Weg zu Open Access. Das „Bethesda Statement on Open Access Publishing“<sup>9</sup> von Juni 2003 befasst sich hauptsächlich mit dem Zugang zu den Ergebnissen biomedizinischer Forschung. Im Oktober 2003 veranstaltete die Max-Planck-Gesellschaft eine Tagung, aus der die „Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen“<sup>10</sup> hervorging. Diese drei Dokumente werden als die Grundlagen der Open-Access-Bewegung angesehen.

Open Access meint nicht elektronische Zeitschriften allgemein, sondern den kostenfreien Zugang zu wissenschaftlicher Literatur über das Internet.<sup>11</sup> Der freie Zugang wird auf zwei Wegen realisiert: Der sogenannte „goldene Weg“ des Open Access bedeutet, dass eine Zeitschrift rein elektronisch im Internet kostenfrei angeboten wird. Der „grüne Weg“ bezeichnet eine Hybridform: Ein Aufsatz wird in einer Zeitschrift oder einem Buch gedruckt und kommerziell vertrieben, daneben aber zusätzlich auf dem Weg der Selbstarchivierung, über Repositorien (Server) der

<sup>8</sup> <http://www.budapestopenaccessinitiative.org/>

<sup>9</sup> <http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm>

<sup>10</sup> [http://openaccess.mpg.de/68053/Berliner\\_Erklaerung\\_dt\\_Version\\_07-2006.pdf](http://openaccess.mpg.de/68053/Berliner_Erklaerung_dt_Version_07-2006.pdf)

<sup>11</sup> Unberücksichtigt bleiben hierbei die Kosten für den PC am Arbeitsplatz und den Internet-Zugang, der aber inzwischen sowieso zur Standardausstattung eines jeden wissenschaftlichen Arbeitsplatzes gehört.

Universitäten oder Forschungsinstitute oder über Fachrepositorien angeboten. Beide Wege haben ihre Probleme und sind weit davon entfernt, sich generell durchzusetzen.

Die Annahme, dass Verlage beim rein elektronischen Publizieren nach dem goldenen Weg unnötig werden, wäre verfehlt, da sich zwar die Material- und Versandkosten reduzieren, nicht aber die sonstigen Funktionen der Verlage wegfallen. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels, der sich als Sprachrohr der Buchbranche versteht und gleichermaßen die Interessen der Verlage und des Buchhandels vertritt, sieht die Rolle wissenschaftlicher Verlage in erster Linie in der Qualitätssicherung: „Wissenschaftliche Verlage sehen sich nicht nur als Dienstleister, sondern als Partner der Wissenschaft. Im Wissenstransfer stehen sie mit ihrem Namen und ihrer Reputation für inhaltliche und formale Qualität ein.“ (Börsenverein 2008, 4)

Fünf Jahre später schreibt der Börsenverein in einem Positionspapier zu Open Access, dass dieses ein Publikationsmodell ist, in das Verlage „ihre Leistungen beispielsweise für eine umfassende digitale Nutzung wissenschaftlicher Beiträge sowie zur Qualitätssicherung und Referenzierbarkeit einbringen können, wenn die Kosten für diese Leistungen refinanzierbar sind“ (Börsenverein 2013, 1). Wie dieses Papier bestätigt, wird Open Access von der Mehrheit der Wissenschaftsverlage nicht mehr abgelehnt, sondern zum Beispiel von den Verlagen de Gruyter, Thieme, Wiley VCH, Hogrefe und Springer<sup>12</sup> angeboten (ebd.). Sven Fund, Geschäftsführer des Verlags de Gruyter, ist davon „überzeugt, dass Open Access als Geschäftsmodell – und nicht als Mäzenatentum – in das Angebotsportfolio eines Wissenschaftsverlags gehört. Open Access heute zu ignorieren, bedeutet das Ignorieren von Kundenwünschen“ (Ball/Fund 2012, 40).

Der Copernicus-Verlag<sup>13</sup>, ein Spin-Off der Max-Planck-Gesellschaft, gibt seit 2001 wissenschaftlich anerkannte Open-Access-Zeitschriften heraus, die zu einem großen Teil die Qualitätsmerkmale Begutachtungsverfahren und *impact factor* aufweisen. Dieser Verlag macht sich die Möglichkeiten des Internets nicht nur durch eine Bereitstellung fertiger Texte zunutze, sondern auch durch transparente Begutachtungsverfahren, bei denen im Netz das Entstehen eines Zeitschriftenbeitrages von der

<sup>12</sup> Siehe z.B. SpringerLink unter <http://link.springer.com/>

<sup>13</sup> <http://publications.copernicus.org>

Rohfassung über die Kommentierung bis zur Endfassung mitverfolgt und mitgestaltet werden kann, indem jede/r Leser/in eigene Kommentare in den Begutachtungsprozess einbringen kann. Auch das ist ein Schritt in Richtung auf die *share economy*, da dieser Begriff seit der am 5./6. Mai 2009 von SinnerSchrader veranstalteten Konferenz *next09*<sup>14</sup> auf interaktive Nutzungsformen im Internet bezogen wird: „Dabei meint Share Economy hier, dass Inhalte und Wissen nicht mehr ausschließlich durch den Rezipienten konsumiert werden, sondern Rezipienten zunehmend auch zu Distributoren werden.“<sup>15</sup> Hier geht es also nicht mehr nur um gemeinsame Nutzung, sondern auch um kollaborative Produktion.

Sowohl der Copernicus-Verlag als auch Springer und die übrigen genannten Verlage, die Open-Access-Zeitschriften anbieten, finanzieren diese durch Autorengelbühren. Damit findet eine Kostenverlagerung statt: Nicht mehr derjenige, der eine Zeitschrift abonniert, weil er sie lesen will, zahlt dafür, sondern derjenige, der darin publizieren will.

Bei der Finanzierung durch Autorengelbühren gibt es wiederum zwei Spielarten. Einige der Zeitschriften, die dieses Geschäftsmodell einsetzen, sind komplett frei zugänglich wie z.B. die Zeitschriften von BioMed Central, einem Herausgeber von 276 begutachteten Zeitschriften aus den Gebieten der Biologie und Medizin. Hier werden pro Artikel um die € 1.745 verlangt, die Obergrenze liegt bei € 2.255, in der Zeitschrift mit den niedrigsten Publikationskosten beträgt der Preis der Veröffentlichung eines Artikels € 575.<sup>16</sup> Bei anderen Zeitschriften ist weiterhin das Abonnement kostenpflichtig; die einzelnen Autor/inn/en können aber ihre Artikel gegen eine Publikationsgelbühr freischalten lassen. Ein solches Finanzierungsmodell wird von Springer beim Programm „Open Choice“, von Blackwell bei „Online Open“, von Elsevier bei den „Sponsored Articles“ und der Oxford University Press bei „Oxford Open“ praktiziert (Bauer 2007, 5). Bei diesen hybriden Geschäftsmodellen lagen schon 2006 die Preise für das Freischalten eines Artikels zwischen \$ 1.500 und \$ 3.000 (ebd., 6). David J. Solomon und Bo-Christer Björk sind bei ihrer Studie über Autorengelbühren auf Preise pro Artikel zwischen \$ 8 und \$ 3.900 gestoßen (Solomon / Björk 2012, 1).

<sup>14</sup> <http://www.sinerschrader.com/news/next09-wie-wurde-google-die-wirtschaftskrise-losen-sinerschrader-veranstaltet-vierte-next-conference-am-5-und-6-mai-in-hamburg/>

<sup>15</sup> <http://sharecon.ch/was-ist-die-sharing-economy/>

<sup>16</sup> <http://www.biomedcentral.com/about/apcfaq/howmuch>, Stand vom 29.1.2015.

Bei einer Befragung, die 2008 vom Institut Arbeit und Technik durchgeführt worden ist, haben 57% der befragten Autorinnen und Autoren das Geschäftsmodell der Autorengelbühren ausdrücklich abgelehnt (Weishaupt 2009, 113). Allerdings wird das Problem dadurch entschärft, dass in vielen Fällen die Autor/inn/en die Publikationsgelbühren nicht aus ihren eigenen Forschungsmitteln oder privat bezahlen müssen, sondern sie werden von den Universitäten und Wissenschaftsgesellschaften übernommen. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt die Einrichtung von Publikationsfonds, um damit dauerhafte und verlässliche Strukturen zur Finanzierung von Open-Access-Publikationen zu schaffen.<sup>17</sup>

Brintzinger sieht sogar einen Vorteil in der Umverteilung der Kosten: „Der ökonomische Segen von Open Access besteht darin, dass die Kosten der Publikationen wieder dorthin gebracht werden, wo sie hingehören: zu den Wissenschaftlern und ihren Einrichtungen. Oder etwas zugespitzt: Open Access ist dann erfolgreich, wenn Bibliotheksetats nicht tangiert werden, sondern die Wissenschaftler selbst entscheiden, was ihnen ihre Publikation wert ist.“ (Brintzinger 2010, 340)

In ihrem im April 2015 veröffentlichten Weißbuch vertritt die *Max Planck Digital Library* die umgekehrte Position, dass nämlich die Publikationsgelbühren aus den Bibliotheksetats finanziert werden sollten, und kommt bei einer Studie zu dem Ergebnis, dass es durch Umwidmung der Abonnementkosten für wissenschaftliche Zeitschriften möglich wäre, sämtliche Publikationsgelbühren zu finanzieren und damit alle Toll-Access-Zeitschriften auf ein Open-Access-Geschäftsmodell umzustellen (siehe Schimmer/Geschuhn/Vogler 2015).

Andere Möglichkeiten sind die Herausgabe und Finanzierung von Zeitschriften durch Fachgesellschaften oder Hochschulen.<sup>18</sup> In Nordrhein-Westfalen werden mit Unterstützung des Hochschulbibliotheksentrums in Köln über die Initiative „Digital Peer Publishing NRW“ mit Stand von April 2015 achtzehn wissenschaftliche Zeitschriften mit Begutachtungsverfahren herausgegeben.<sup>19</sup>

Im Bereich der Hochenergiephysik existiert daneben das viel beachtete Geschäftsmodell SCOAP<sup>3</sup>, das „*Sponsoring Consortium for Open Access*

<sup>17</sup> [http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis\\_foerderangebote/open\\_access\\_publizieren/](http://www.dfg.de/foerderung/programme/infrastruktur/lis/lis_foerderangebote/open_access_publizieren/)

<sup>18</sup> Siehe dazu Schmidt 2006.

<sup>19</sup> <http://www.dipp.nrw.de>

*Publishing in Particle Physics*“: „SCOAP<sup>3</sup> ist ein weltweiter Zusammenschluss aus Bibliotheken, Bibliothekskonsortien und Forschungsförderungsorganisationen. SCOAP<sup>3</sup> dient dazu, wissenschaftliche Publikationen in der Hochenergiephysik (HEP) unter Beibehaltung des Peer-Review-Verfahrens als Qualitätssiegel weltweit im Wege des Open Access (freier Zugriff im Internet) zugänglich zu machen. Neben fairen, marktgerechten Preisen strebt SCOAP<sup>3</sup> einen Wechsel von einem Subskriptionsgebührenmodell zu einem Publikationsgebührenmodell an. Die Partner der teilnehmenden Länder leisten ihren finanziellen Beitrag zu SCOAP<sup>3</sup> proportional zu ihrem Publikationsaufkommen auf dem Gebiet der Hochenergiephysik. SCOAP<sup>3</sup> bezahlt die Verlage zentral für die Bereitstellung der Artikel im Open Access. Im Gegenzug reduzieren die Verlage nach dem gegenwärtigen Modell die Subskriptionsgebühren für Abonnenten der Zeitschriften. SCOAP<sup>3</sup> ist zum 1. Januar 2014 gestartet. Seitdem nimmt die Anzahl der im SCOAP<sup>3</sup>-Repository verfügbaren Open Access-Artikel kontinuierlich zu.“<sup>20</sup> Damit ist SCOAP<sup>3</sup> ein interessantes Beispiel für eine kooperative Finanzierung, die in einem kleinen, überschaubaren Fachgebiet wie der Hochenergiephysik funktioniert, allerdings auf größere Fachgebiete nicht unbedingt zu übertragen sein wird.

### 8. Lösungsversuche bei Büchern

Bei wissenschaftlichen Monographien läuft die Umstellung auf Open-Access-Geschäftsmodelle deutlich schleppender als bei Zeitschriften, hier sind bisher kaum nennenswerte Erfolge zu verzeichnen.

Einen Ansatz, wissenschaftliche Bücher frei zugänglich zu machen, verfolgt das Projekt „Knowledge Unlatched“: Das Projekt versteht sich als Crowdfunding-Initiative, die sich nicht an Privatpersonen, sondern an Bibliotheken richtet. Durch die finanzielle Beteiligung möglichst vieler Bibliotheken sollen Bücher über bestimmte Plattformen frei zugänglich gemacht worden; der einzelne Beitrag sinkt mit der Zahl der beteiligten Bibliotheken. Begonnen wurde mit 28 englischsprachigen Monografien, deren Publikationskosten durch die Beteiligung von 300 Bibliotheken gedeckt werden konnten; ein großer Teil dieser Bücher in der Startphase wurde von Universitätsverlagen herausgegeben (Schallehn/Schimmer 2015,

<sup>20</sup> <http://www.scoap3.de/scoap3/was-ist-scoap3/>

322). Das Projekt wirbt unter anderen damit, dass es Open Access ohne Kosten für die Autor/inn/en ermöglicht. „Knowledge Unlatched is helping stakeholders to work together for a sustainable open future for specialist scholarly books. Our vision is a healthy market that includes free access for end users.“<sup>21</sup> Inwieweit sich diese Vision über die Anfangskollektion hinaus umsetzen und ausweiten lässt, bleibt abzuwarten.

Der Bereich der Belletristik lebt von traditionellen Geschäftsmodellen. Anders als bei wissenschaftlichen Publikationen geht es Autorinnen und Autoren in der Belletristik um Verdienst, auch wenn die Autorenhonorare in der Regel nicht mehr als einen kleinen Zuverdienst darstellen. Open Access hat daher in diesem Bereich keine Durchsetzungschancen.

Allerdings gewinnen hier andere Ausprägungen der *share economy* zunehmend an Bedeutung. Tauschbörsen, über die man Bücher und andere Gegenstände im Internet anbieten und eintauschen kann, gibt es in kaum überschaubarer Menge. Ein Beispiel ist [www.tauschticket.de](http://www.tauschticket.de), eine Plattform, die sich als „Deutschlands meistbesuchte Tauschbörse“ vorstellt. Hier werden über eine Million Bücher, Hörbücher, Musik-Tonträger, Filme und seit einiger Zeit auch sonstige Gegenstände angeboten. Wer einen Gegenstand abgibt, erhält dafür ein Ticket oder mehrere und kann dafür selbst beliebige andere Bücher oder sonstige Gegenstände eintauschen. Es fallen lediglich eine Tauschgebühr von € 0,49 beim Eintauschen sowie die Versandgebühren für abgegebene Tauschartikel an.

Daneben gibt es Tauschringe, bei denen die angebotenen Artikel zwar in einer Datenbank registriert sind, aber dadurch weitergegeben werden, dass sie an öffentlich zugänglicher Stelle liegen gelassen werden, sodass der/die nächste Interessent/in sie mitnehmen kann, ohne dass Kosten entstehen.

Schließlich gibt es speziell für Bücher Bücherschränke, die frei zugänglich in vielen Städten stehen, aus denen jede/r ohne alle Kosten und Formalitäten Bücher entnehmen und nicht mehr benötigte Bücher einstellen kann.

Bei den großen Tauschbörsen im Internet ist es möglich, nach bestimmten Titeln zu suchen und diese im Erfolgsfall zu ertauschen; gut geeignet sind alle diese Tauschmöglichkeiten für allgemeinere Suchanfragen, etwa nach neuen Krimis, interessanten Hörbüchern als Unterhaltungsliteratur

<sup>21</sup> <http://www.knowledgeunlatched.org/>, Stand vom 29.1.2015.

etc., sie werden aber durchaus auch für die preisgünstige Beschaffung wissenschaftlicher Literatur eingesetzt.

Bemerkenswert ist, dass diese Formen der share economy in Konkurrenz zu den Angeboten öffentlicher Bibliotheken und des Buchhandels treten. Verlieren im Bereich der Belletristik öffentliche Bibliotheken möglicherweise langfristig ihre Funktion, oder gewinnen sie eine neue über das Verleihen von Nutzungslizenzen von E-Books, die sich aus lizenzrechtlichen Gründen nicht für die Weitergabe in Tauschbörsen eignen? Das könnte den Trend zur zunehmenden Bedeutung digitaler Medien im Bibliotheksbereich unterstützen.

### 9. Die Krise der Zeitungen

Ein Bereich, der mit erheblichen Finanzproblemen kämpft, ist der der Zeitungen, der kurz betrachtet werden soll, auch wenn er ebenfalls nicht zur wissenschaftlichen Literatur zählt. Dass Nachrichten auch kostenfrei über Internet-Portale<sup>22</sup> verbreitet werden, ist das kleinere Problem im Vergleich zur Veränderung in der Werbebranche. Das Jahr 2000 war das beste Jahr für die Zeitungsverlage, die allein mit der Werbung einen Umsatz von 6,6 Mrd. € erreichten.

„Nach der Jahrtausendwende brach der Werbemarkt dann insgesamt – nicht nur für die Zeitungen – förmlich ein. Der Umsatz mit Werbung in Medien ging von 23,4 Mrd. € auf 18,9 Mrd. € in 2011 zurück, so die Zahlen des Zentralverbands der Werbewirtschaft. Die Wirtschaftskonjunktur lahmte und entsprechend wurde weniger für Werbung ausgegeben. Für die Zeitungsverlage kam annähernd zeitgleich ein zweites Problem hinzu. Das Internet formierte sich immer stärker im Werbemarkt und wuchs insbesondere im Immobiliengeschäft und beim Kfz-Handel zum Konkurrenten der Zeitungen heran. Heute werden gebrauchte Autos ob von Privatleuten oder vom Handel überwiegend über das Internet verkauft. Ähnliches gilt für den Wohnungsmarkt. Dabei spielen vor allem die Suchfunktionen im Internet eine gewichtige Rolle. Den Zeitungen ist dieses so genannte Rubrikengeschäft weitgehend verloren gegangen. Entsprechend fehlen die Einnahmen in der Kasse. So konnten Zeitungsver-

<sup>22</sup> Siehe z.B. <http://www.t-online.de>

lage – regional wie überregional agierend – 2011 nur noch einen Umsatz von 3,5 Mrd. erreichen.“ (Röper 2012, 1)

Zeitungen haben in der Regel heute auch eine Online-Ausgabe, teilweise vollständig, teilweise für die wichtigsten Artikel, jedoch gibt es fast in allen Fällen eine kostenpflichtige Print-Ausgabe. Rein elektronisch verfügbare Zeitungen existieren nur ganz wenige.<sup>23</sup> Auch im Bereich der Zeitungen wird über alternative Finanzierungsmöglichkeiten nachgedacht, zum Beispiel durch Vereine, Stiftungen oder einzelne Förderer. Eine wichtige Voraussetzung ist aber, dass die journalistische Arbeit finanziell abgesichert wird, ohne dass auf die Journalist/inn/en und Inhalte Einfluss ausgeübt werden kann. In New York wird das Redaktionsbüro „ProPublica“ von einer Stiftung finanziert. Das Berliner Netzwerk für Osteuropa-Berichterstattung „n-ost“ hat die Rechtsform eines Vereins. Solche Beispiele bilden den Anfang der Umsetzung eines Konzepts des gemeinnützigen Journalismus. Laut Leif Kramp stellt die Suche nach alternativen Finanzierungswegen für den Lokaljournalismus eine öffentliche Aufgabe dar (Kramp 2012, 3).

### 10. Kollaborative Ansätze bei Lexika: das Beispiel der Wikipedia

Wenn sich auch das Open-Access-Prinzip bei Monografien deutlich langsamer durchsetzt als bei Zeitschriften, hat es doch einen vormals wichtigen Teil des Bibliotheksbestandes verdrängt: Gedruckte Bibliographien, Nachschlagewerke und Bibliothekskataloge gibt es nur noch in verschwindend geringer Anzahl vor Ort in einer Bibliothek. Bibliographische Informationen werden inzwischen ausschließlich über Datenbanken recherchiert, und auch Wörterbücher – fachliche und fremdsprachige – dürften deutlich häufiger in ihren Online-Versionen als gedruckt genutzt werden. Unter den Nachschlagewerken ist die Wikipedia<sup>24</sup> das Paradebeispiel für eine Web-2.0-Anwendung, die kollaborativ aufgebaut wird und die sich inzwischen als erste Anlaufstelle für viele, die einen Einstieg in ein fremdes Thema suchen, durchgesetzt hat.

<sup>23</sup> Das sind die mit einem Stern gekennzeichneten Zeitungen unter <http://www.zeitung.de> (Stand: 29.1.2015).

<sup>24</sup> <http://www.wikipedia.de>

Die Wikipedia wird nicht nur kollaborativ erstellt und gepflegt, sondern auch finanziert. Ihr Geschäftsmodell beruht auf drei Säulen: Spenden von Firmen, private Spenden nach dem Crowdfunding-Prinzip und Mitgliedschaft in der Wikimedia Foundation. Es gehen größere Spenden von Firmen ein, unter anderen von den Betreibern der großen Internet-Suchmaschinen und -Portale wie Google und Yahoo, die Hauptfinanzierungsquelle sind aber private Spenden in Höhe von durchschnittlich € 20. Einmal im Jahr wird für eine gewisse Zeit ein Spendenaufruf in die Startseite der Wikipedia eingefügt. Am 1.1.2015 veröffentlichte Jan Engemann, Vorstand von Wikimedia Deutschland, eine Dankesbotschaft: „Einmal im Jahr rufen wir einige Wochen lang zur Unterstützung von Wikipedia auf. Und jedes Jahr entscheiden sich hunderttausende Menschen in Deutschland, diesem Aufruf zu folgen. 8,2 Mio. Euro wurden in den letzten 50 Tagen für Freies Wissen in Deutschland gespendet. Dieser Erfolg zeigt, dass Wikipedia eine großartige Gemeinschaft von Engagierten ist: Autorinnen und Autoren, die ihr Wissen der Welt zur Verfügung stellen und Spenderinnen und Spender, die für die langfristige Unabhängigkeit dieses Wissens sorgen.“ Es folgte ein Aufruf zur kontinuierlichen Förderung durch Mitgliedschaft: „Als Mitglied erhalten Sie außerdem regelmäßig Informationen über die Arbeit des Vereins und werden auf unsere regelmäßigen Veranstaltungen rund um Wikipedia und Freies Wissen hingewiesen. Der Mitgliedsbeitrag ist steuerlich absetzbar. Eine jährliche Zuwendungsbestätigung wird Ihnen automatisch zugesendet. Die Fördermitgliedschaft ist jederzeit formlos per E-Mail kündbar. Helfen Sie uns und werden Sie jetzt Fördermitglied von Wikimedia Deutschland.“<sup>25</sup>

In den ersten Jahren wurde die Arbeit der *Wikimedia Foundation* fast ausschließlich von Ehrenamtlichen erledigt. 2005 gab es zwei erste fest Angestellte, einen Koordinator und einen Softwaremanager. 2006 wuchs die Belegschaft auf sechs Personen. Zum Stand November 2012 beschäftigte die *Wikimedia Foundation* 147 Angestellte sowie eine Anzahl externer Mitarbeiter. Im Oktober 2013 erreichte die Belegschaft die Zahl von 186 Mitarbeitern.

<sup>25</sup> <http://www.wikipedia.de> am 1.1.2015.

### 11. Fazit

„Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken.“ Zu dieser Erkenntnis kam Johann Wolfgang von Goethe, als er 1821 „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ schrieb.

Sie lässt sich gut auf die „*share economy*“ übertragen, ein Thema, das in den letzten Jahren eine große Bedeutung bekommen hat, die vermutlich weiter anwachsen wird. Neu ist deren Grundgedanke jedoch nicht: die gemeinsame Nutzung ihrer Bestände ist seit Jahrhunderten das Grundprinzip jeder Bibliothek; und Wissenschaft funktioniert schon immer durch Wissensteilung.

Von jeher ist eine Bibliothek nichts anderes als eine Umsetzung der Welt des Teilens, der gemeinsamen Nutzung von Gütern. Im Laufe der Geschichte wurden immer wieder neue Formen der Kooperation entwickelt, die die Erfüllung des Auftrags der Literaturversorgung auch vor dem Hintergrund immer gravierenderer Etatprobleme ermöglichen sollten – von der Erfindung der Fernleihe bis hin zu kooperativen Erwerbungsmodellen. Heute verdient der Trend zu Open Access besondere Beachtung, der zwar im Bereich der Wissenschaft entstanden ist, aber durch inzwischen unzählige Projekte von Bibliotheken vorangetrieben worden ist, sei es durch die Betreuung von Open-Access-Repositoryen, durch die Entwicklung von speziellen Suchmaschinen und Nachweisinstrumenten bis hin zur Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften durch Bibliotheken.

Die Open-Access-Bewegung hat ökonomische Wurzeln: der Markt wissenschaftlicher Zeitschriften entzieht sich der Kontrolle seiner Preise durch Angebot und Nachfrage; es gibt keine wirksamen Mechanismen, die übermäßige Preissteigerungen verhindern. Daher wurden Wege gesucht, Zeitschriften an den Verlagen als den alleinigen Distributoren von Zeitschriften vorbei zu produzieren; aber auch dann haben Open-Access-Zeitschriften ihren Preis, und ihre Produktion erfolgt nicht völlig kostenlos. Um das Zeitschriftengeschäft nicht zu verlieren, haben Verlage neue Geschäftsmodelle entwickelt, bei denen nicht mehr die Leser/innen die Abonnements bezahlen, sondern Zeitschriften durch Autorengebühren finanziert werden; aber auch beim Author-pay-Modell bleibt intransparent, wie es zu der geforderten Höhe der Publikationsgebühren kommt, und auch hier werden Marktregulierungsmechanismen nur sehr eingeschränkt wirksam. Die Suche nach tragfähigen Geschäftsmodellen ist

noch längst nicht abgeschlossen, sondern wird weiterhin eine Herausforderung darstellen.

Digitalisierung von Publikationen ist zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Förderung der Wissensteilung. Es gilt, nicht nur neue technische Möglichkeiten intensiv zu nutzen, sondern auch ökonomische Erfordernisse zu beachten, um das Ziel des freien Zugangs zum Wissen zu erreichen und eine ungehinderte Wissensteilung zu ermöglichen. Die *share economy* stellt dafür einen guten Rahmen dar.

Eine Studie der Heinrich-Böll-Stiftung zum Thema „Gemeingüter – Wohlstand durch Teilen“ beschreibt, wie sich „Dinge, die sich durch die Nutzung vieler Menschen mehren“ wie Sprache, Wissen und Traditionen, erst durch freien Zugang, sprich Open Access, entfalten (Helfrich et al. 2010, 30), und kommt zu dem Schluss, dass Open Access „ein Nutzen stiftendes Paradigma für die Gemeingüter in elektronischen Räumen“ ist, das „gestaltet werden“ muss. Wenn der schwierige Paradigmenwechsel zum Open Access weiter gefördert wird, wird Wissen „zu dem, was es immer sein sollte: Gemeingut“ (ebd., 32).

#### Literatur

- „Alexander-von-Humboldt“-Stiftung, (2008): Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen: Beiträge zur Beurteilung von Forschungsleistungen. Bonn. Diskussionspapiere der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Nr. 12. <http://www.humboldt-foundation.de/de/netzwerk/beratung/doc/publikationsverhalten.pdf>
- Ball, R., Fund, S. (o.J.): „Open Access gehört als Geschäftsmodell in das Angebotsportfolio eines Wissenschaftsverlags“: Fragen von B.I.T.online-Chefredakteur Dr. Raffael Ball an Dr. Sven Fund, Geschäftsführer von De Gruyter. In: B.I.T.online 15, Nr. 1, S. 40-44
- Bauer, B. (2007): Kommerzielle Open Access Publishing-Geschäftsmodelle auf dem Prüfstand: ökonomische Zwischenbilanz der „Gold Road to Open Access“ an drei österreichischen Universitäten. In: GMS Medizin – Bibliothek – Information 6, Nr. 3, S. 14
- Bendel, O. (2014): Stichwort „Sharing economy. In: Gablers Wirtschaftslexikon. Version 4. Wiesbaden. <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/688938792/sharing-economy-v4.html>

- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (2008): Geisteswissenschaftliche Verlage und Open Access: was Verlage leisten. Frankfurt. <http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Geisteswissenschaftliche%20Verlage.pdf>
- Börsenverein des Deutschen Buchhandels (2013): Open Access: 10 Jahre Berliner Erklärung – Zeit für einen Neubeginn. Frankfurt. [http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Meinung\\_Open%20Access\\_2013\\_11\\_19.pdf](http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Meinung_Open%20Access_2013_11_19.pdf)
- Brintzinger, K.-R. (2010): Piraterie oder Allmende der Wissenschaften? Zum Streit um Open Access und der Rolle der Wissenschaft, Bibliotheken und Markt bei der Verbreitung von Forschungsergebnissen. In: Leviathan 38, S. 331-346. <http://link.springer.com/content/pdf/10.1007%2Fs11578-010-0095-5.pdf>
- Fabian, B. (1983): Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung: zu Problemen der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen. Schriftenreihe der Stiftung Volkswagenwerk, Bd. 24
- Goethe, J.W. von, 1821: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Stuttgart/Tübingen
- Heinrichs, H., Grunenberg, H. (2012): Sharing Economy – auf dem Weg in eine neue Konsumkultur? Lüneburg: Centre for Sustainability Management. [http://fox.leuphana.de/portal/files/3881633/Heinrichs\\_Grunenberg\\_Sharing\\_Economy.pdf](http://fox.leuphana.de/portal/files/3881633/Heinrichs_Grunenberg_Sharing_Economy.pdf)
- Heinrichs, H. (2013): Im Zeitalter des Homo Collaborans: sharing economy. In: Politische Ökologie 135, S. 99-106. [http://www.leuphana.de/fileadmin/user\\_upload/Forschungseinrichtungen/infu/files/NachhaltigeVerwaltung/Institut\\_und\\_Personen/Sharing\\_Economy.pdf](http://www.leuphana.de/fileadmin/user_upload/Forschungseinrichtungen/infu/files/NachhaltigeVerwaltung/Institut_und_Personen/Sharing_Economy.pdf)
- Helfrich, S., Kuhlen, R., Sachs, W., Siefkes, Ch. (2010): Gemeingüter – Wohlstand durch Teilen: ein Report. Berlin. [https://www.boell.de/sites/default/files/Gemeingueter\\_Report\\_Commons.pdf](https://www.boell.de/sites/default/files/Gemeingueter_Report_Commons.pdf)
- Helmstädter, E. (2000): Wissensteilung: Thünen-Vorlesung bei der Jahrestagung 2000 des Vereins für Sozialpolitik, Berlin, 20. September 2000. Gelsenkirchen: Institut Arbeit und Technik. Graue Reihe des Instituts Arbeit und Technik, Nr. 2000-12. <http://www.iat.eu/aktuell/veroeff/ie/helmst00a.pdf>
- Hilpert, W., Gillitzer, B., Kuttner, S., Schwarz, St. (2014): Benutzungsdienste von Bibliotheken: Bestands- und Informationsvermittlung. Berlin
- Kerkmann, C. (2013): CeBIT-Motto Shareconomy: Ich will nicht teilen! Ein Kommentar. In: Handelsblatt, 5.3.2013. <http://www.handelsblatt.com/technologie/it-tk/cebit-special-2013/trends/cebit-motto-shareconomy-ich-will-nicht-teilen/7878052.html>
- Kramp, L. (2012): Alternative Finanzierungskonzepte: Neue Konzepte fürs Lokale? Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/geellschaft/medien/lokaljournalismus/151251/alternative-finanzierung?p=all>

- Merton, R.K. (1983): Auf den Schultern von Riesen: ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt, Taschenbuch Wissenschaft, Nr. 426
- Mittermaier, B., Reinhardt, W. (2015): Lizenzierung elektronischer Medien. In: Griebel, R., Schäffler, H., Söllner, K. (Hrsg.): Praxisbuch Bibliotheksmanagement. Bd. 1. Berlin: de Gruyter, S. 205-226
- Moravetz-Kuhlmann, M. (2015): Erwerbungspolitik, Etatplanung und Mittelallokation in wissenschaftlichen Bibliotheken. In: Griebel, R., Schäffler, H., Söllner, K. (Hrsg.): Praxisbuch Bibliotheksmanagement. Bd. 1. Berlin, S. 161-183
- O'Reilly, T. (2005): What Is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software. <http://oreilly.com/web2/archive/what-is-web-20.html>
- Röper, H. (2012): Zeitungsfinanzierung. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/gesellschaft/medien/lokaljournalismus/151250/zeitungsfinanzierung>
- Rutz, R. (2007): Nationallizenzen aus Sicht und im Förderspektrum der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG): Grundlagen und Einbindung in Förderstrukturen. In: GMS Medizin – Bibliothek – Information 7, Nr. 2, 5 S.
- Schallehn, V., Schimmer, R. (2015): Open Access. In: Griebel, R., Schäffler, H., Söllner, K. (Hrsg.): Praxisbuch Bibliotheksmanagement. Bd. 1. Berlin, S. 311-338
- Schimmer, R., Geschuhn, K.K., Vogler, A. (2015): Disrupting the subscription journals' business model for the necessary large-scale transformation to open access. A Max Planck Digital Library open access policy white paper. München: Max Planck Digital Library. <http://hdl.handle.net/11858/00-001M-000-0026-C274-7>
- Schmidt, B. (2006): Open Access: freier Zugang zu Informationen – das Paradigma der Zukunft? Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft, Bd. 144
- Solomon, D.J., Björk, B.-C. (2012): A study of open access journals using article processing charges. In: Journal of the American Society for Information Science and Technology 63, no. 8, pp. 1485-1495. <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/asi.22673/abstract>
- Suber, P. (2009): Timeline of the Open Access Movement. Last revised February 9, 2009. <http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/timeline.htm>

- Weishaupt, K. (2015): Bibliotheken in der Shareconomy: Open Access als Geschäftsmodell. Internet-Dokument. Gelsenkirchen: Inst. Arbeit und Technik. Forschung Aktuell, Nr. 01/2015. <http://www.iat.eu/forschung-aktuell/2015/fa2015-01.pdf>
- Weishaupt, K. (2009): Open-Access-Zeitschriften: Entwicklung von Maßnahmen zur Akzeptanzsteigerung auf der Basis einer Autorenbefragung. Saarbrücken, Südwestdt. Verlag für Hochschulschriften. Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss. 2009. <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/weishaupt-karin-2009-05-13/PDF/weishaupt.pdf>